

## Zum Geleit

Zum dritten Mal halten Sie in diesem Jahr unsere Mitteilungen in Händen, und ich bin überzeugt, dass Sie darin wieder viel Interessantes und Neues finden werden. Das erste Halbjahr 2008 hat mit unseren Tagen der offenen Tür gezeigt, dass sich unser „Haus Königstein“ zu einer sudetendeutschen Oase in Oberhessen entwickelt, die unsere Landsleute und Freunde gerne aufsuchen. Mit den über 12 000 Bänden unserer Bibliothek und vielen Archiv-Materialien konnten wir manches Wissen vermitteln. Studenten von der Justus-Liebig-Universität in Gießen kommen ebenso zu uns wie Heimatforscher, die in ihrem Ruhestand Zeit haben und nun die kirchlichen Hintergründe ihrer Heimatpfarrei oder ihres Heimatkreises erkunden wollen. Deshalb bieten wir auch im Herbst wieder solche Tage der offenen Tür zu verschiedenen Themen an, wie Sie auf der dritten Umschlagseite dieses Heftes sehen.

Große Freude hat mir als Vorsitzendem auch unsere Wallfahrt ins Egerland gemacht, der wir deshalb weitere Pilgerreisen, aber auch Studienfahrten nach Böhmen und Mähren und auch in andere Länder der alten Donaumonarchie folgen lassen werden. Europa und die Welt erkennt heute, 90 Jahre nach dem Ende des k. u. k. Vielvölkerstaates, dass das alte Österreich damals bereits Europa im Donaauraum verkörperte, aber von westlichen angeblichen Nationalstaaten als Völkerkerker verleumdet wurde.

Meine Freude über das bisher in kurzer Zeit nach dem Umzug des Institutes von Königstein nach Nidda Erreichte ist aber nur möglich und verständlich, weil ich von tiefer Dankbarkeit erfüllt bin. An erster Stelle nenne ich dabei nicht nur meine Mitarbeiter im Institut, sondern Sie alle, die uns seit der Einweihung des Hauses im Herbst 2007 so kräftig unterstützt und geholfen haben. Wir werden allen Wohltätern zu Beginn des Neuen Jahres eine Spendenbescheinigung zuschicken und haben vor, neben dem eingetragenen Verein „Institut für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien“

mit Sitz in Nidda auch einen „Freundeskreis Haus Königstein“ ins Leben zu rufen. Darüber wird in der nächsten Vorstandssitzung und in unserer Jahreshauptversammlung beraten werden.

Große Zustimmung haben wir von unseren Besuchern wegen des Namens unseres Hauses erfahren. Viele Heimatvertriebene empfanden Schmerz, dass die 1946 aus der Not der Vertreibung erstandenen Königsteiner Anstalten seit 1996 in Liquidation gingen. Deshalb begrüßen es unsere Landsleute immer wieder, wenn sie im Ortsteil Geiß-Nidda den Königsteiner Engel an der Fassade unseres Hauses sehen und das Schild „Speckpater-Platz“ auf unserem Innenhof. Das drückte auch Herr Rudolf Friedrich als Landesbeauftragter der Hessischen Landesregierung für die Vertriebenen aus, als er den Leiter unseres Institutes Professor Grulich in einer Laudatio bei der Verleihung des Bundesverdienstkreuzes am Bande würdigte. Professor Grulich sei .... „ein Königsteiner - nicht nur, weil er lange in der schönen Taunusstadt gelebt und gearbeitet hat, sondern vor allem, weil er sich stets um das Erbe von Weihbischof Kindermann bemüht habe.“

Wir sind Herrn Friedrich dankbar, dass er das auch in einer Pressemitteilung verbreitete, und dass diese im Deutschen Ostdienst in Bonn ebenso wie im Informationsdienst für Aussiedler und Vertriebene der Bundestagsfraktion der CDU zu lesen war.

Wir werden uns aber nicht auf unseren Lorbeeren ausruhen, sondern im Rahmen unserer Möglichkeiten weiterarbeiten. Dafür lade ich Sie zur weiteren Mithilfe und Mitarbeit ein. So grüßt Sie herzlich und dankbar auch im Namen des Vorstandes

Ihr



Pfarrer Dr. Wolfgang Stingl  
Vorsitzender des Institutes und Vertriebeneneseelsorger  
der Diözese Mainz

## Wallfahrt nach Istrien

**E**in Erlebnis war für alle Teilnehmer die Wallfahrt, zu der Professor Rudolf Grulich nach seiner Krankheit sudetendeutsche Schwestern eingeladen hatte, für die er schon 1988 den Sudetendeutschen Schwesternkongress ins Leben gerufen hatte. Als ehemaliger Kollege beim Hilfswerk „Kirche in Not“ und als gebürtiger Kroatiate durfte ich ihm bei der Vorbereitung und Durchführung mit dem aus Pilsen gebürtigen Kapuzinerpater Dr. Martin Geißleiter zur Seite stehen und wieder einmal über die Kenntnisse Grulichs der Gebiete der alten k. u. k. Monarchie staunen.

Die Halbinsel Istrien ist heute zwischen den neuen Staaten Kroatien und Slowenien geteilt und ist ein altes Kulturland, das bis 1918 zu Österreich-Ungarn und bis 1947 zu Italien gehörte. Das Programm war so gestaltet, dass neben den verschiedenen Kirchen und Städten alle Schwestern von der grandiosen Landschaft des Karstes, dem Meer und den vielen Kulturdenkmälern begeistert waren. Vom römischen Amphitheater und dem Augustustempel in Pula über die byzantinischen Mosaiken von Poreč, gotische Fresken und barocke Bauten erstreckte sich das Spektrum der Sehenswürdigkeiten mit Domen, Burgen, Wallfahrtsorten und

Klöstern. Durch seine sachkundige Führung brachte Grulich den Schwestern nahe, wie Römer, Venezianer, Österreicher, Slowenen und Kroaten in diesem Raum ihre Spuren hinterließen. In Istrien lebten immer Slawen und Italiener zusammen. Noch heute gibt es zwei Dörfer, wo Istro-Rumänisch gesprochen wird. Am meisten beeindruckte aber die Tatsache, wie eng dieser Raum auch mit Böhmen und Mähren verbunden war.

Am ersten Tag ging die Fahrt mit dem Bus von Regensburg über Salzburg und Villach nach Slowenien und weiter zur kroatischen Grenze und ans Meer. Die Übernachtungen waren im Zentrum für pastorale Begegnungen der Erzdiözese Rijeka in Lovran bei Opatija, dem Kaiserbad Abbazia der k.u.k. Monarchie an der „Kroatischen Riviera“. Im alten Fiume, dem heutigen Rijeka, besuchte man den Dom, der wie in Prag dem heiligen Veit geweiht ist. Dann ging es hoch nach Trsat, dem ältesten Wallfahrtsort des Landes. Einige Teilnehmerinnen ließen sich es nicht nehmen, als Pilger die 578 Stufen zu Fuß hoch zu gehen. Hier stand drei Jahre das Haus von Loretto.

Die Kreuzschwestern im Kloster, die einige Egerer Kreuzschwestern an ihrer Tracht erkannten, luden zu einem Besuch

und zu einer Erfrischung im Kloster ein.

Eine Fahrt durch den Učka-Tunnel ins Innere von Istrien führte am nächsten Tag nach Hum in die kleinste Stadt der Welt. Die Glagolitische Allee mit vielen Denkmälern der glagolitischen Kultur zeigte, dass das Erbe der Slawenapostel Cyrill und Method auch nach der Vertreibung der Schüler Methods aus Mähren im südslawischen Raum lebendig blieb. Von hier kamen die Mönche in das von Kaiser Karl IV. gegründete Kloster Emaus in Prag. Die Bischofsstadt Poreč mit der alten Basilika und den byzantinischen Mosaiken als Weltkulturerbe der UNESCO war ein gewisser Höhepunkt der Reise, aber auch Pula mit dem Augustustempel,

der römischen Arena und den römischen Triumphbögen.

Einen Tag verbrachten die Schwestern auf der Insel Krk, der größten kroatischen Insel, die auch die „Wiege der glagolitischen Kultur“ genannt wird. Die Stadt Krk mit Dom und Altstadt begeisterte ebenso wie die altkroatische Kirche St. Donat und auf der Rückfahrt die Fresken in der Wehrkirche von Hrastovlje.

Als Kroatie war ich eingeladen, über die Geschichte meiner Heimat zu referieren und war erstaunt und beglückt über das Interesse der Schwestern am Schicksal Kroatiens, das sicher bei Sudetendeutschen wegen der gemeinsamen Geschichte bis 1918 viel größer ist als sonst in Mitteleuropa.

*Stanko Cecelja*

## Eine Wall- und Studienfahrt ins Egerland

Unter der fachkundigen Führung von Professor Rudolf Grulich, geistlich begleitet von Pfarrer Wolfgang Stingl und Pfarrer Peter Sievers (Nidda), erkundeten 33 Teilnehmer vom 13. bis 16. August 2008 Spuren von Vergangenheit und Gegenwart im Egerland.

Auf der Hinfahrt war eine erste Station die prächtige Klosterkirche von Waldsassen. Nicht nur die „Heiligen Leiber“ interessierten, sondern besonders auch das „Geschändete Kreuz“ berührte

die Teilnehmer. Über Franzensbad gelangte die Reisegruppe nach Marienbad, wo das Hotel Krakonoš („Rübezahl“) eine gute Herberge bot.

Der nächste Tag begann mit einer Führung durch das Stift Tepl. Der Niedergang der Religiosität, der Verfall der Kulturschätze, aber auch mangelnde Sensibilität bzw. Korrektheit in der Darstellung der Geschichte waren immer wieder Thema, nicht nur an diesem Tag. Sehr gesundes Heilwasser und Oblaten – Marienbad

bot dann für jeden etwas. Eger mit einem besonderen Besuch im Balthasar-Neumann-Haus – ermöglicht durch Frau Hrubá – und einem Gang über den Marktplatz hin zur St. Nikolaus- und Elisabeth-Kirche weckte viele Erinnerungen. Abends bestand die Möglichkeit, die illuminierten musikalischen Wasserspiele in Marienbad zu besuchen.

Das Fest „Mariá Himmelfahrt“ beging die Reisegruppe mit einem feierlichen Gottesdienst in Maria Kulm und folgender detaillierter Führung. Leider war dieser Tag von strömendem Regen begleitet, sodass man froh war, sich immer wieder in den Bus zurückziehen zu können. In Karlsbad klarte es auf, nach einem guten Mittagessen im „Egerländer Hof“ wurden Sprudel, Kirche und die Umgebung mit vielen schönen Hotelgebäuden besichtigt. Die Rückfahrt brachte mit dem Besuch des Trappistenklosters Nový Dvůr einen ganz anderen Eindruck: Stille, moderne Architektur, konzentrierte Spiritualität in einem nachkommunistischen Land. Abends war im Hotel Gelegenheit, Eindrücke miteinander zu teilen.

Der Tag der Rückfahrt begann mit einem Besuch in der orthodoxen Kirche in Marienbad, dem Abschied von Schwester Edith (Brünn) und der letzten Station in der nach der Zerstörung wiedererrichteten Wallfahrtskirche Maria Loretto (Altkinsberg). Hinter der Grenze, die ja jetzt in jeder Richtung ohne Kontrollen

überquert werden kann, war Gelegenheit, in der modernen Autobahnkirche in Bad Berneck Gott für diese Fahrt zu danken, bevor die Rückfahrt ohne Störungen angetreten wurde.

Fazit: Eine Fahrt voll emotionaler Erinnerungen für die Mehrheit der Teilnehmer, die die Schrecken der Vertreibung erlitten haben, für alle (auch die „Reichsdeutschen“) voll interessanter, faszinierender und anscheinend unerschöpflicher Einblicke in Geschichte und Kultur durch Professor Grulich und ebenso vieler Eindrücke von den Anstrengungen der letzten Jahre, die Orte wieder schön zu gestalten. Ein besonderes Moment war die Begegnung mit dem Dichter Josef Hrubý. Alles das betete die Gruppe immer wieder in das gemeinsame Beten und Singen ein. Dank gebührt nicht zuletzt auch dem Busfahrer Johann Sippl/Neumarkt, der die Gruppe geduldig und sicher zu jedem Ziel brachte, und Angelika Steinhauer, die die Vorbereitung übernommen hatte und sich besonders um das leibliche Wohl der Teilnehmer im Bus kümmerte.

Aus allen Erfahrungen wurde der Wunsch geäußert, solche Fahrten wieder zu veranstalten, was Professor Grulich und Pfarrer Stingl gerne hörten. Das bildet eine gute Grundlage für die Planungen des Institutes für die nächsten Jahre.

*Pfr. Peter Sievers, Nidda.*

# Papst Pius XII. und die deutschen Heimatvertriebenen

## Zum 50. Todestag des Papstes

Vor 50 Jahren starb am 9. Oktober 1958 Papst Pius XII., unter dessen Regierungszeit und mit dessen Unterstützung 1946 die Anfänge der Königsteiner Anstalten geschaffen wurden und bald darauf auch die Ostpriesterhilfe entstand. Nach seinem Tode würdigten ihn Prälat Adolf Kindermann und Pater Werenfried als Freund der deutschen Heimatvertriebenen in einer Zeit, da Deutschland in der Welt kaum Freunde hatte.

In seinem Hirtenbrief vom 11. März 1946 schrieb der damalige Erzbischof von Köln, Josef Kardinal Frings:

„Der Heilige Vater gab öffentliche Erklärungen ab, die gerade für uns Deutsche von größter Bedeutung sind. Er erklärte, es sei unrecht, jemand als schuldig zu betrachten, dem nicht eine persönliche Schuld nachgewiesen sei, nur deshalb, weil er einer bestimmten Gemeinschaft angehört habe. Es heiÙe, in die Vorrechte Gottes einzugreifen, wenn man einem ganzen Volke Kollektivschuld zuschreibe und es demgemäß behandeln wolle. Jeder Mensch habe ein Recht auf seine angestammte Heimat, und es sei ein Unrecht, ihn von dort zu vertreiben, wenn er nicht durch persönliche Schuld sich dessen unwürdig gemacht habe...“ Und es heiÙt weiter in dem Schreiben des Kölner Kardinals:

„Der Heilige Vater weiß auch von den furchtbaren Dingen, die sich im Osten Deutschlands vollziehen, und verurteilt sie aufs schärfste.“

Wohl niemand in der Welt hat sich nach dem Zusammenbruch 1945 so als Anwalt der Deutschen erwiesen wie der Römer Eugenio Pacelli, der auch wie kaum ein anderer das deutsche Volk kannte. Er sprach dessen Sprache und hatte mehr als ein Jahrzehnt in Deutschland gelebt, zunächst als Nuntius in München, später in Berlin.

„Mehr als zwölf der besten Jahre Unseres reifen Alters hatten Wir in Ausübung des Uns anvertrauten Amtes inmitten des deutschen Volkes gelebt“, sagte er dazu 1945 kurz nach Kriegsende vor den in Rom versammelten Kardinälen: „Mit der Freiheit, die die damaligen politischen und sozialen Verhältnisse boten, bemühten Wir Uns in dieser Zeit um die Sicherung der Lage der katholischen Kirche in Deutschland. So hatten Wir Gelegenheit, die hervorragenden Eigenschaften dieses Volkes kennen zu lernen und Wir standen mit seinen besten Vertretern in persönlichen Beziehungen. Deshalb hegen Wir auch die Zuversicht, daß es sich wieder zu neuer Würde und zu neuem Leben wird erheben können, nachdem es das satanische Ge-

spenst des Nationalsozialismus von sich geworfen und nachdem die Schuldigen ... ihre begangenen Verbrechen gesühnt haben werden...“

## Der Papst verurteilt die Vertreibung

Als Oberhaupt der universalen katholischen Kirche fühlte der Papst mit allen Notleidenden des Krieges mit. Er tröstete alle Opfer, aber er sah auch die Dimensionen jener Epoche, wenn er die Vertreibung von über 12 Millionen Deutschen aus ihrer Heimat „ein in der Vergangenheit Europas beispielloses Vorgehen“ nannte.

„Niemand hat bisher in der Welt so nachdrücklich auch unser Recht vertreten wie unser Heiliger Vater. Seit dem Ende des Krieges ist er unablässig bemüht, dem Elend der niedergeworfenen Völker und der unglücklichen Opfer, der Heimatlosen, Vertriebenen, Verschleppten und Gefangenen abzuhelfen“, schrieb kurz vor seinem Tode der vertriebene Bischof des Ermlands, Maximilian Kaller. Pius XII. hatte ihn zum ersten deutschen Vertriebenenbischof ernannt. „Vor kurzem hat er nun mich zu seinem Beauftragten für die Betreuung aller aus dem deutschen Osten und Südosten vertriebenen Katholiken bestellt,“ schreibt Bischof Kaller weiter. „Meine erste Sorge soll nach dem Wunsche des Hl. Vaters unseren Priestern sowie den Flüchtlingen in der Diaspora gelten. Desweiteren werde ich mich bemühen, alles das, was von unserer Kirche im In- und Ausland für uns Flüchtlinge getan wird und noch getan werden muß und kann, einheitlich zusammenzufassen und zu leiten. Wir danken dem Heiligen Vater für diesen Beweis seiner väterlichen Sorge für uns. Er steht mit seiner Liebe und mit seiner Kraft auf unserer Seite.“ Leider starb Kaller bereits im Jahre 1947. Er ist in Königstein begraben, wo er die Königsteiner Anstalten als Vaterhaus der katholischen Vertriebenen mit aufbauen wollte.

Die Weltöffentlichkeit hat Aussagen der Päpste wie jene in den Sozialenzykliken „Rerum novarum“, „Quadragesimo anno“ bis „Centesimus annus“ nicht nur anerkennend aufgenommen, sondern auch studiert. Leider ist das mit den wichtigen Aussagen von Papst Pius XII. zur Vertreibung bis heute nicht der Fall.

Papst Pius XII. wird bis heute oft heftig kritisiert und grundlos verleumdet, denken wir nur an Rolf Hochhuths Theaterstück „Der Stellvertreter“: Man hat dem Papst den Abschluss des Konkordates vorgeworfen, das er 1933 als Kardinalstaatssekretär in Berlin schloss. Dazu nahm der spätere Papst in einer Ansprache am 2. Juni 1945 an das Kardinalskollegium selbst Stellung und erklärte, dass „im Falle der Ablehnung die Verantwortung für alle üblen Folgen auf den Heiligen Stuhl zurückgefallen wäre. Nicht als ob sich die Kirche ihrerseits von übertriebenen Hoffnungen hätte täuschen

lassen, auch nicht als ob sie mit dem Abschluß des Konkordates die Lehre und die Ziele des Nationalsozialismus irgendwie hätte gutheißen wollen. Dies wurde damals ausdrücklich erklärt und dargelegt.“

Immerhin, so betonte Pius XII. weiter, „muß man zugeben, daß das Konkordat in den folgenden Jahren verschiedene Vorteile brachte oder wenigstens größeres Unheil verhütete. Trotz aller Verletzungen, denen es ausgesetzt war, ließ das Konkordat tatsächlich den Katholiken doch eine rechtliche Verteidigungslage, in der sie sich verschanzen konnten, um sich von da aus, solange es ihnen möglich war, der ständigen Flut der religiösen Verfolgung zu erwehren.“

Gerade die Ostdeutschen wissen, dass dies zutrifft, denn leider galt im Sudetenland und in anderen an das Reich angeschlossenen Gebieten wie dem Warthegau das Reichskonkordat nicht, auf das sich die reichsdeutschen Bischöfe bei Protesten noch berufen konnten.

Eugenio Pacelli war Kardinalstaatssekretär, als am Passionssonntag 1937 die Enzyklika „Mit brennender Sorge“ veröffentlicht wurde, die der Welt zeigen sollte, „was der Nationalsozialismus in Wirklichkeit war: Der hochmütige Abfall von Jesus Christus, die Verneinung seiner Lehre und seines Erlösungswerkes, der Kult der Gewalt, die Vergötzung von Rasse und Blut, die Unterdrückung der menschlichen Freiheit und Würde.“

Immer wieder hat der Papst an die Not der Vertriebenen und das Unrecht der Vertreibung erinnert. Msgr. Oskar Golombek hat die wichtigsten Aussagen in der Broschüre „Pius XII. zum Problem der Vertreibung“ zusammengestellt. So spricht der Papst in seinem Brief vom 18. Januar 1947 an die deutschen Bischöfe vom Ernst, der Dringlichkeit und den weitreichenden Ausstrahlungen der Flüchtlingsnot, die „alles in den Schatten stellt, was die Vergangenheit selbst in ihren bewegtesten Zeiten kannte. Das Deutschland von heute ist nicht mehr das Deutschland von einst. Auf einem bedeutend verengten Boden mit der Bevölkerung seines alten Gebietes zusammengepresst, mit einem Lebensstandard, der weit unter dem Erträglichen liegt, mit einer bis in ihre Grundfesten erschütterten Wirtschaft, mit einer durch die Völkerwanderung der aus der Heimat vertriebenen Ostflüchtlinge vollständig geänderten sozialen, politischen und seelischen Struktur, mit einem Volksgesundheitszustand, der tief unter dem liegt, was früher verantwortbar schien - um nur einige charakteristische Züge des Gegenwartsbildes zu nennen - ist in diesem Deutschland der Nachkriegszeit eine Lage entstanden, die der kirchlichen Seelsorge und Caritas gewaltige, nur in mühseliger und weitschauender Geduld zu meisternde Aufgaben stellt.“

Der Hl. Vater traut aber den Deutschen die Meisterung dieser Aufgaben zu, denn er schreibt an die deutschen Bischöfe: „Euch, geliebte Söhne und ehrwürdige Brüder, fehlt weder diese zu allen Opfern bereite Geduld, noch der auf lange Sicht ausgerichtete Unternehmungsgeist. Zeugnis dafür ist das, was die Ordinarien der nord-, mittel-, west- und süddeutschen Diözesen Uns über die Auswirkungen dieses Flüchtlingsproblems auf ihre Bistümer zu berichten wussten.“

### Ein in der Vergangenheit beispielloses Vorgehen

Ein Jahr später antwortet Pius XII. auf einen Brief des deutschen Episkopates:

„...Besondere Berücksichtigung werden immer die Ostvertriebenen verdienen, die aus ihrer Heimat im Osten zwangsweise und unter entschädigungsloser Enteignung ausgewiesen und in die deutschen Zonengebiete überführt wurden.

Wenn Wir auf sie zu sprechen kommen, so beschäftigt Uns hier nicht so sehr der rechtliche, wirtschaftliche und politische Gesichtspunkt jenes in der Vergangenheit Europas beispiellosen Vorgehens. Über die genannten Gesichtspunkte wird die Geschichte urteilen. Wir glauben zu wissen, was sich während der Kriegsjahre in den weiten Räumen von der Weichsel bis zur Wolga abgespielt hat. War es jedoch erlaubt, im Gegenschlag 12 Millionen Menschen von Haus und Hof zu vertreiben und der Verelendung preiszugeben? Sind die Opfer jenes Gegenschlages nicht in der ganz überwiegenden Mehrzahl Menschen, die an den angedeuteten Ereignissen und Untaten unbeteiligt, die ohne Einfluß auf sie gewesen waren? Und war jene Maßnahme politisch vernünftig und wirtschaftlich verantwortbar, wenn man an die Lebensnotwendigkeiten des deutschen Volkes und darüber hinaus an den gesicherten Wohlstand von ganz Europa denkt? Ist es wirklichkeitsfremd, wenn Wir wünschen und hoffen, es möchten alle Beteiligten zu ruhiger Einsicht kommen und das Geschehene rückgängig machen, soweit es sich noch rückgängig machen läßt?“

Im selben Schreiben geht der Papst auch auf die religiöse Not in der Diaspora und die neuen kirchlichen Verhältnisse ein: „Wenn Wir seinerzeit einen von euch, Bischof Maximilian Kaller, mit den Sonderbelangen der Flüchtlingsseelsorge betrauten, so galt seine Sendung an erster Stelle der Behebung des Priestermangels in jenen Diasporagebieten. Er ist an seine Arbeit herangetreten mit der Tatkraft und Opferfreudigkeit, die ihm eigen waren, wurde aber zu Unserem großen Schmerz unerwartet schnell in die Ewigkeit abberufen und hat die Ausführung jener Sendung unfertig, ja in den Anfängen

zurücklassen müssen. Inzwischen sind die völlig neuen kirchlichen Verhältnisse, die durch die Bevölkerungsumschichtung in eurem Land geschaffen wurden, erst richtig in Erscheinung getreten. Sie werden noch umfassendere Maßnahmen notwendig machen. Dabei zweifeln Wir nicht, daß der deutsche Klerus, auf den ganzen Ernst der Lage einmal aufmerksam geworden, sich dem apostolischen Werk, das hier seiner harret, sofortige Inangriffnahme dringend heischt, gerne und über das streng Pflichtmäßige hinaus auch freiwillig zur Verfügung stellen wird.“

Der Papst erinnert in diesem Brief auch daran, dass er 1926 auf dem Katholikentag in Breslau war und das deutsche Schlesien kennenlernte: „Nur mit Wehmut können Wir heute jener Tage gedenken angesichts des furchtbaren Verhängnisses, das inzwischen über die ostdeutsche Bevölkerung hereingebrochen ist.“

Immer wieder erklärt Pius XII. seine Solidarität: „Die katholischen Ostvertriebenen sollen wissen, daß die Bande, die sie heute mit dem Oberhaupt der Kirche zusammenschließen, noch enger sind als jene, die sie damals mit dessen Vertreter verbanden. Wir erwarten Unsererseits von ihnen, daß sie sich von der zermalmenden Wucht ihrer Not nicht irremachen lassen an dem Glauben, den ihre Väter und Mütter, ihre Seelsorger und Bischöfe in ihre Kinderherzen gesenkt haben. Mag der Taufstein ihrer Pfarrkirche zerstört oder ihrem Blick nicht mehr zugänglich sein: das Taufgelübde von einst folgt ihnen in die Verbannung und heischt Erfüllung. Deshalb hat es Uns auch mit Freude erfüllt zu hören, daß von denen unter ihnen, die in härteste Diaspora, in glaubensfremde und glaubensarme Umgebung verschlagen wurden, nicht wenige nach ihrer Art und heutigen Verhältnissen entsprechend das Wort des Frommen Tobias an seinen Volks- und Glaubensgenossen wahrmachen: ‚Deshalb hat er (Gott) euch unter die Heiden zerstreut, damit ihr seine Wunderwerke verkündet und sie zur Erkenntnis führt, daß es keinen anderen allmächtigen Gott außer ihm gibt‘ (Tob. 13,9). Wenn sie heute unter Tränen säen, möge aus ihrer Saat hundertfältige Frucht für das Reich Gottes auf deutschem Boden aufsprießen.

Die Unterbringung von 12 Millionen Menschen auf einem von Krieg und Niederlagen schwer getroffenen und durch die Abtretung weiter Gebiete verengten Boden hat Leiden, Notstände und Schwierigkeiten geschaffen, die zu meistern bis jetzt die Möglichkeiten fehlen. Dann mögen die katholischen Ostvertriebenen aber begreifen, daß auch der Aufbau des kirchlichen Lebens und der Seelsorge unter ihnen Zeit und Geduld braucht. Um so mehr erhoffen Wir, daß die anderen, denen die Bitternis der Heimatlosigkeit erspart geblieben ist, den Zugewanderten hilfsbereit entgegenkommen, auch wenn von

ihrem Eigennutz harte Opfer verlangt werden. Verstehende brüderliche Gesinnung auf der einen, Anspruchslosigkeit und Erkenntlichkeit auf der anderen Seite, beide im Geiste und aus der Kraft Jesu Christi, des gottmenschlichen Vorbilds, wird jene Notstände zwar nicht beseitigen, aber wenigstens erträglicher gestalten. Mit dem hl. Petrus sagen Wir euch allen, besonders jedoch den Ostvertriebenen: ‚Beugt euch in Demut unter Gottes allmächtige Hand, damit er euch zur rechten Zeit erhöhe! Werft alle eure Sorgen auf ihn; denn er nimmt sich euer an‘ (1. Petr. 5,6 f; 7).“



*Prälat Kindermann mit ostdeutschen Priestern bei Papst Pius XII.*

Auch vor ausländischen Besuchern hat Pius XII. die Vertreibung verurteilt, so 1949 vor verschiedenen Delegationen der beiden Häuser des nordamerikanischen Parlamentes, 1952 gegenüber Mitgliedern der Pax-Christi-Bewegung oder 1955 vor Teilnehmern des X. Internationalen Historiker-Kongresses in Rom. In zahlreichen Ansprachen an das Kardinalskollegium sprach er von der „Bitterkeit der Vertreibung“. Den nicht von der Vertreibung betroffenen deutschen Katholiken legte er immer wieder die Sorge um die Vertriebenen ans Herz. Dies tat er in seiner Botschaft zum Katholikentag 1950 in Passau ebenso wie 1952 zum 75. Katholikentag in Berlin.

Im gleichen Jahr erschien auch die Apostolische Konstitution „Exsul familia“, die heute leider fast vergessen ist, aber eine Magna Charta der Flüchtlings- und Vertriebenenseelsorge darstellt.

Viele von uns kennen auch sein Gebet für die Heimatsuchenden und ebenso seine Solidaritätsadresse an die Heimatvertriebenen, die seit 1946 auf vielen Gebetszetteln verbreitet war, oft im Faksimile der Handschrift des Papstes.

### Praktische Hilfe

Pius XII. hat aber auch gehandelt, indem er über die päpstlichen Hilfswerke versuchte, die Folgen des Krieges und der Vertreibung zu mildern. Auf seine Initiative hin erfolgte die Einrichtung der vatikanischen Forschungsstelle für Kriegsgefangene und wurden konkrete Hilfsaktionen für die hungernden Vertriebenen ins Leben gerufen.

Der Papst sandte in Person des nordamerikanischen Bischofs bayrisch-sudetendeutscher Herkunft Alois Münch seinen Vertreter ins zerstörte Deutschland. Er nahm als Päpstlicher Visitator in Kronberg im Taunus seinen Sitz, wo er bald mit dem sudetendeutschen Prälaten Professor Adolf Kindermann im benachbarten Königstein und mit der 1947 entstandenen Ostpriesterhilfe zusammenarbeitete. 1949 wurde er erster Apostolischer Nuntius in Bonn. Auch dieser spätere Kardinal Münch hat die Vertreibung stets als Unrecht angeprangert. So schrieb er: „In der ganzen Geschichte gibt es nichts, was sich mit diesen grausamen Massenverschiebungen vergleichen ließe. Mit Recht erklärte ein amerikanischer Korrespondent, der selbst Augenzeuge dieser Menschheitstragödie war, es sei dies die ‚unmenschlichste Entscheidung‘, die je von Staatsmännern getroffen worden sei. Ob nicht die spätere Geschichte unserem Zeitalter den Anspruch auf Kultur absprechen wird ? ...“

Bischof Münch rüttelte auch die amerikanischen Bischöfe auf, die in einem gemeinsamen Hirtenbrief im November 1946 feststellten:

„In Europa ist etwas geschehen, was die Geschichte noch nicht kannte. Auf Grund eines Abkommens zwischen den Siegerstaaten wurden Millionen von deutschen Menschen, die seit Jahrhunderten in Osteuropa ansässig waren, von ihrer Heimatscholle vertrieben und mittellos ins Herz Deutschlands getrieben. Die Leiden dieser Menschen auf ihren harten Wanderungen, ihre Heimatlosigkeit und Hoffnungslosigkeit, erzählen uns eine traurige Geschichte von der Unmenschlichkeit solcher Vertreibung... Das ist nicht der Weg, auf dem man Friede schafft und die Völker zur Einheit und Zusammenarbeit führt.“

*Rudolf Grulich*

# Verzicht auf Rache, aber nicht auf das Recht

## Gedanken zur Charta der Vertriebenen und zum Tag der Heimat

**A**m 5. August jährte sich wieder die Abfassung der Charta der Vertriebenen vom Jahre 1950, in der die Vertreter der ostdeutschen Landsmannschaften und Vertriebenenverbände ein klares Bekenntnis zum friedlichen Aufbau Europas ablegten und auf Rache und Vergeltung verzichteten. Nicht verzichtet aber haben die Unterzeichner auf ihr Recht! Daran soll und muss auch 2008 bei den Veranstaltungen des diesjährigen Tages der Heimat wieder erinnert werden.

Im Jahre 2004 hat die Europäische Union mit Polen, Tschechien, der Slowakei und Slowenien die vier Vertreiberstaaten aufgenommen, ohne dass diese Länder ihre rassistischen und menschenverachtenden Vertreibungsdekrete hätten aufheben und zurücknehmen müssen. Damit leistete sich die EU einen Bärendienst, denn wie kann sie als angebliche „Wertegemeinschaft“ von der Türkei eine Verurteilung der Vertreibung der Armenier verlangen, wenn Vertreiberstaaten in der EU sind, deren Unrecht drei Jahrzehnte jünger ist als das der Türkei 1915?

Im Gefolge der Charta der Vertriebenen haben sich auch die Kirchen mit dem Recht auf Heimat auseinandergesetzt und das Unrecht der Vertreibung geißelt. Das hat schon Papst Pius XII. 1945 und danach immer wieder getan, wie wir in diesem

Heft dokumentieren. Auf das Unrecht der Vertreibung haben auch die deutschen Bischöfe hingewiesen und sogar die Kirchen in Großbritannien. In Polen und der Tschechoslowakei geschah das Gegenteil. Der polnische Primas Augustyn Hlond, der 1939 seine Herde wie der Mietling der Bibel im Stich ließ und erst 1945 zurückkehrte, zwang unter unwahren Behauptungen die deutschen Oberhirten jenseits von Oder und Neisse zum Rücktritt. Für ihn wird in Polen und Rom der Seligsprechungsprozess geführt, was auch die Kirche Tschechiens für den Prager Erzbischof Josef Beran tut, der diese Vertreibung der Sudetendeutschen als „imperative Notwendigkeit“ sah.

Als sich 1945 christliche Stimmen gegen die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten ihrer Siedlungsgebiete erhoben, antworteten die Bischöfe der Tschechoslowakei im November 1945 mit einem Hirtenbrief ihrer ersten gemeinsamen Nachkriegskonferenz, in dem es hieß:

„Nicht ein Schatten der Grausamkeit der gewesenen Konzentrationslager darf uns beflecken, weil die Geschichte einen durchdringenden Blick hat und in den späteren Jahren jeder Übergriff so an den Pranger gestellt würde, wie heute die Grausamkeit der Lager in Dachau, Auschwitz oder anderswo.“ Kein Wort zu

dem Massaker von Aussig, dem Brünner Todesmarsch, den Morden in Prag, Postelberg und anderen Orten, geschweige zu den wilden Vertreibungen und der in Potsdam vereinbarten Aussiedlung. War es Unkenntnis, nationale Verblendung, Feigheit?

Leider gab es in der tschechischen katholischen Kirche einen radikalen antideutschen Flügel, der stolz war, dass es seit 1941 auch zwei Priester in der Londoner Exilregierung gab, „die sich nach 1945 keine Gelegenheit entgehen ließen, ihre Verdienste um die Annäherung der Kirche an den Staat sowie die Durchsetzung der Vertreibungspläne hervorzuheben“ (Emilia Hrabovec). Ein Msgr. Stasik konnte sich nach einem Zitat der „Lidova demokrace“ vom 24. Juni 1945 zu der Behauptung versteigen: „Alle Deutschen sind schlecht, und das Gebot der Nächstenliebe gilt für sie nicht.“ Wie Emilia Hrabovec in ihrer Studie „Vertreibung und Abschub. Deutsche in Mähren 1945-1947“ (Frankfurt-Berlin-Bern 1995) feststellen muss, ist den tschechischen katholischen Wochenblättern 1945-47 „nie ein offizielles Wort entschlüpft, das die Vertreibung als solche verurteilt hätte. Im Gegenteil, sie gewährten auch solchen Beiträgen Raum, die sich mit antideutschen Maßnahmen solidarisierten“.

Gott sei Dank gab es einzelne Stimmen, die aber fast ungehört blieben. Graf Gustav Kalnoky berichtete, dass er im Mai 1945 in Olmütz den Dominikanerpater

Brajto besuchte, der bei der Begrüßung in tobender Erregung rief: „Das ist unerhört, was man mit den Deutschen treibt! Das ist doch gegen das Naturrecht, gegen das göttliche Recht, gegen jedes Recht – das ist doch ihre Heimat, die ihnen niemand nehmen darf. Da muss ja die Strafe auf das tschechische Volk herabkommen, und sie wird schrecklich sein!“

Mehr als 60 Jahre nach Kriegsende und Vertreibung betonen immer noch polnische und tschechische Politiker, dass 1945 die polnische und tschechoslowakische Regierung nur ausgeführt hätten, was die Großen Drei in Potsdam beschlossen.

Deshalb ist es bedeutsam, zu erinnern, dass gerade die Tschechen nach Kriegsende darauf hingewiesen haben, dass diese Aussiedlung bereits im Kriege geplant und vorbereitet war.

So argumentierten auch tschechische Katholiken und Christdemokraten, welche die Rechtmäßigkeit dieser Aussiedlung damit begründeten, dass in London ein katholischer Priester und Professor für Moraltheologie und christliche Soziallehre, Msgr. Jan Šramek, Ministerpräsident der tschechoslowakischen Exilregierung gewesen sei.

In einem Artikel „Der Abschub der Deutschen und die christliche Moral“ beklagte Karel Horalik in der „Lidova demokrace“ vom 4. Juli 1946, „daß in internationalen katholischen Kreisen kein genügendes Verständnis über

den Abschub der Deutschen aus den Gebieten unseres Staates herrscht“.

Nachdem der Autor den Sudetendeutschen eine Mitschuld am Zweiten Weltkrieg und zu 98 Prozent Mittäterschaft an den Verbrechen der Nationalsozialisten unterstellt, erklärt er: „Der Abschub der Deutschen aus dem Gebiete unseres Staates war bei der Regierung im Ausland vorbereitet, an deren Spitze Msgr. Dr. Jan Šramek stand. Er hätte sicher dieser Regelung nicht zustimmen können, wenn sie widerrechtlich gewesen wäre und den Normen der christlichen Sittlichkeit widersprochen hätte. ... Daher erklären die tschechoslowakischen Katholiken jede andere Anschauung betreffs des Abschubs der Deutschen, soweit es um die kollektiv gerechte Strafe für ein kollektives Vorgehen geht, als feindlich, da eine andere Anschauung keine gerechte Beurteilung wünscht. Der Abschub der Deutschen, seine Begründung und seine Durchführung tragen den strengsten Stempel internationalen Rechtes, welches in nichts die Normen der christlichen Sittenlehre verletzt.“

Msgr. Šramek war Moraltheologe und Vertreter der christlichen Soziallehre! Heute wird er in seiner Heimat als christlicher Politiker und Theologe gewürdigt. Dabei spielte er in Mähren seit Jahrzehnten eine unrühmliche Rolle als antideutscher Nationalist. Das gilt leider auch von seinem Erzbischof Leopold Prečan

von Olmütz, der wie der Prager Erzbischof Beran unter den Kommunisten amtsbehindert war und deshalb als unblutiger Märtyrer gefeiert wird.

Šramek war bereits 1918 gegen jeden Föderalisierungsplan des Kaisers. Professor Wilhelm Schmidt trug ihm diese Pläne im August 1918 in Brünn vor, wo Šramek Führer der christlich-sozialen Partei war. Als Vertrauensmann des Kaisers wurde er von Šramek schroff abgewiesen. Der Prager Erzbischof Franz Kordač war später ein Gegner Šrameks, auch Kordač' Nachfolger Karel Kašpar, doch Erzbischof Prečan von Olmütz war über jede Kritik an Šramek empört, was Graf Kálnocky erfuhr, dem er sogar deshalb die Türe wies. Es war auch 1932 die tschechische „katholische“ Volkspartei, die Beneš unterstützte, mit der Sowjetunion diplomatische Beziehungen aufzunehmen, wogegen die slowakische Hlinka-Partei und die deutschen Christsozialen unter Prälat Karl Hilgenreiner energisch Stellung bezogen. Größten Schaden richteten Erzbischof Prečan und Jan Šramek 1935 an, als sie den Nuntius Ciriacci gewannen, alles in Bewegung zu setzen, dass auch alle damaligen christlichen Parteien ihr Votum für Beneš als Nachfolger des Präsidenten Masaryk abgaben, sogar die Partei der christlich-sozialen Ungarn in der Slowakei.

Graf Kálnocky berichtete über Šrameks Triumphreise im Juni 1945, als er sich in Wischau fei-

ern ließ. Šramek schilderte bei seinen Wahlreden, wie sich die französische Regierung in Paris ursprünglich kategorisch geweigert habe, zuzustimmen, dass Beneš überhaupt Mitglied der tschechischen Exilregierung werde. Er hob hervor, wie er, Šramek, es erst nach großer Mühe habe erreichen können, dass Beneš an die Spitze der Exilregierung treten konnte. Kurz: Šramek schilderte, dass er das Verdienst daran habe, dass Beneš wieder eine Rolle spielen konnte. Dann schilderte er in Wischau (und betrachtete es als sein Hauptverdienst), dass er schon in der Londoner Emigration den Beschluss durchgesetzt habe, die Deutschen auszusiedeln.

Kenntnis der Vergangenheit der letzten Jahrzehnte tut heute wieder not. In den Jahren nach der Charta der Vertriebenen haben sich die Kirchen Deutschlands zum Heimatrecht der Vertriebenen und zur erforderlichen Wiedergutmachung bekannt. Das Albertus-Magnus-Kolleg in Königstein veranstaltete mit der Evangelischen Akademie Arnoldshain in den Jahren 1958 bis 1961 vier wissenschaftliche Fachtagungen, deren Ergebnisse unter dem Titel „Das Recht auf Heimat“ bis heute gültig und aktuell sind, ja einen Reprint verdienen. In Königstein war es der Leiter des Albertus-Magnus-Kollegs und der Königsteiner Anstalten, Prälat und seit 1966 Weihbischof Adolf Kindermann, der sich des

Themas Heimatrecht annahm, unterstützt von Professoren der damaligen Philosophisch-Theologischen Hochschule in Königstein. Der schlesische Moraltheologe Paul Hadrossek hatte seine Studie „Stand und Kritik der rechtstheoretischen Diskussion zum natürlichen Recht auf die Heimat“ auch in englischer und französischer Sprache veröffentlicht. Der sudetendeutsche Kirchenrechtler Karl Braunstein behandelte „Die Vertreibung im Lichte des Natur- und Kirchenrechtes“ und bot in den „Königsteiner Blättern“, den späteren „Königsteiner Studien“, auch „Naturrechtliche Überlegungen zur Wiedergutmachung der Vertreibung“. Daran sollten sich heute die Politiker der EU als Vertreter einer Wertegemeinschaft erinnern.

Wie schrieb Immanuel Kant in seinen „Reflexionen zur Moralphilosophie“? „Alle Macht des Himmels steht auf der Seite des Rechtes.“ In der Charta von 1950 heißt es: „Die Völker sollen handeln, wie es ihren christlichen Pflichten und ihrem Gewissen entspricht.“

Wer kann sich heute auf christliche Pflichten berufen, wenn in der Verfassung der EU jeder Gottesbezug und Hinweis auf christlich-jüdische Wurzeln fehlt? Ob kirchlicher Chauvinismus 1945 bei Polen und Tschechen oder heute eine entchristlichte „Wertegemeinschaft“ der EU ... Leidtragender ist das Recht.

*Rudolf Grulich*

## Jüdisch-Deutsche Bücher aus Böhmen

Im Rahmen des Hebräisch-Kurses hat Professor Grulich auch über das Jiddische bzw. Juden-Deutsche informiert. Der folgende Beitrag befasst sich mit dem Jiddischen im Sudetenland.

Schon um das Jahr 900 waren die ersten Juden in Prag vertreten. Vor 750 Jahren erteilte ihnen König Ottokar das Privileg, dass sie als Kammerknechte des Königs ihm unmittelbar unterstellt waren. Als sich im Mittelalter durch jüdische Abwanderung aus den Rheinlanden in Ostmitteleuropa ein eigener Dialekt, das Jüdisch-Deutsche, bildete und daraus eine eigene Sprache, das Jiddische, wurde, war diese Sprache auch bei den Juden in Böhmen und Mähren die Umgangssprache. Es ist eine Mischsprache, weil in seinen mittelhochdeutschen Grundbestand des Wortschatzes hebräisch-aramäische und slawische Bestandteile einfließen. Es war bis zum Zweiten Weltkrieg die Sprache von mehr als zehn Millionen Juden. Arnold Zweig schreibt in seiner „Klage über den Untergang einer schöpferischen Sprache“ 1957:

„Rund um die ganze Erde sprachen und dachten die Juden in dieser bezaubernden Mundart... Als Träger des Fortschritts und als schöpferische Dichtersprache

blühte sie in erzählenden und dramatischen Werken auf.“

Ganz anders hatten die Nationalsozialisten diese Sprache gesehen, so wenn Karl Puchner 1934 das Jiddische „eine Mischung von hebräischer und deutscher Sprache“ nennt, „die wie jede artfremde Mischung widerlich wirkt“.

Heute ist mit dem Sprachforscher Siegmund A. Wolf festzustellen:

„Das Jiddische zählt zu den selbständigen, voll ausgebildeten Umgangs- und Schriftsprachen, die dem osteuropäischen Boden entsprossen sind. Seine weltweite Verbreitung als Sprache bedeutendster und überlieferungstreuer Gruppen des jüdischen Bevölkerungsteils beruht besonders auf jener Auswanderung von Jiddischsprechern der überfüllten Westgebiete Rußlands, die um 1881 eingesetzt hat und durch den Ausgang des Ersten Weltkrieges nochmals belebt worden ist. Wortschatz, Grammatik und Syntax des Jiddischen sind eigenständig, erweisen jedoch sprachgeschichtlich seine Herkunft aus dem Deutschen. Der vornehmlich mittel- und frühneuhochdeutsche Züge tragende Wortschatz erlaubt durch seine hebräisch-aramäischen und slawischen Bestandteile, zu denen geringfügige alte Entleh-

nungen aus dem Romanischen treten, dem Jiddischen das Wesen einer Mischsprache beizulegen.“

Historisch können wir ein bis zum Zweiten Weltkrieg lebendiges Jiddisch in Osteuropa von einem schon früh verschwundenen Jiddisch in Mittel- und Westeuropa unterscheiden. Das Westjiddische kam über den Status eines Dialektes nicht hinaus, das Ostjiddische hingegen wurde zu einer eigenen Sprache und zum eigentlichen Jiddisch. So haben auch die Juden Mitteleuropas als Umgangssprache das Hochdeutsche angenommen und heißt es schon im 18. Jahrhundert, dass „bey den mehresten Juden die deutsche Sprache die Basis oder der Grund“ derselben ist. Deshalb hat sich eine jiddische Literatur nur in Osteuropa ausgebildet, wo Novellen und Romane, aber auch wissenschaftliche Werke in Jiddisch gedruckt und Filme in dieser Sprache gedreht wurden. In Mitteleuropa schrieben die Juden Hochdeutsch, auch in Böhmen und Mähren. Die westlichen Juden hatten bald vom Dasein und der Bedeutung der jiddischen Literatur keine Vorstellung mehr.

Das erste jüdisch-deutsch gedruckte Buch, also jiddisch in hebräischen Buchstaben, erschien 1534 in Krakau als ein deutsch-hebräisches Wörterbuch zur Bibel. Hebräisches Buchdruck gab es seit 1513 auch in Prag. Hier wurden bald auch jiddische Bücher gedruckt, so 1602 bei dem

Drucker Moses ben Bezaleel Kaz ein Buch mit „Bußgebeten“, die Jakob ben Elia-ha-Levi aus Teplitz vom Hebräischen ins Jiddische übersetzt hatte. Der Titel ist im Original „Selichoss“, was Verzeihung und Vergebung bedeutet und die Bußgebete für die Fast- und Bußtage meint.

Hier eine Sprachprobe: „Zu die is, got, di gerechtheit un zu unss is verschemung.“ In einer Neuausgabe von 1839 heißt es: „Zu dir, got, is di girechtheit un mir hoben sich zu schemen.“

In Prag wurden auch für jiddische Muttersprachler mehrsprachige Wörterbücher und Sprachführer gedruckt.

Alle Wörter und Redewendungen sind in diesem Buch in Hebräisch, Jiddisch, Italienisch und Latein abgedruckt. In einer Neuauflage 1701 wurde es durch das Französische zu einem fünf-sprachigen Wörterbuch erweitert. So heißt es beim Wort König: Mäläch – Kineg – roi – re – reks.

Ein bedeutender Erforscher des Jiddischen war der Sprachwissenschaftler Franz J. Beranek, der 1902 im mährischen Lundenburg geboren wurde und 1967 in Gießen starb. Wir kennen ihn meist nur als Leiter des „Sudeten-deutschen Wörterbuchs“, doch gab er auch seit 1955 die Mitteilungen aus dem Arbeitskreis für Jiddistik heraus und einen Westjiddischen Sprachatlas.

*Wolfgang Stingl*

## Der „Elch“ wurde 95

### Ein außergewöhnliches Priesterleben

**E**lch nannten ihn seine Königsteiner Schüler und Studenten. Der Grund: Seine ostpreußisch-ermländische Herkunft und die bis heute kräftige Stimme. Am 7. Juni feierte er in Fulda seinen 95. Geburtstag.

Professor Dr. Dr. Gerhard Matern ist der letzte, der am 6. Februar 1945 vor der anrückenden Front von Bischof Maximilian Kaller in der Sakristei des Frauenburger Domes zum Diakon und einige Monate später von dem inzwischen vom polnischen Kardinal Hlond widerrechtlich zur Aufgabe seines Bistums gezwungenen Bischof Kaller in Halle zum Priester geweiht wurde. Es geschah ohne das eigentlich vorgeschriebene, aber nicht vorhandene Chrisam. Der Bischof dazu: „Der Codex iuris canonici ist nicht für das Jahr 1945 geschrieben“.

Gerhard Matern hat im Krieg als Soldat ein Bein verloren. Das hinderte ihn nicht daran, noch das goldene VersehrtenSPORTABZEICHEN zu erwerben. Mit derselben Energie reihte er sich 1945 in die schier unübersehbare Flüchtlingskolonne ein und führte mit Pferd und Wagen vom väterlichen Lisettenhof seine Mutter und andere Verwandte bei brüchigem Eis über das Frische Haff. Noch heute erinnert er

sich wehmütig daran, dass er den stolzen Schimmelhengst auf der Nehrung stehen lassen musste.

Der junge Priester stellte sich sofort in den Dienst der heimatvertriebenen Jugend. In Königstein, dem 1946 entstandenen „Vaterhaus der Vertriebenen“, kümmerte er sich um Schüler und Theologiestudenten. Auf einem Motorrad, dessen Benutzung der TÜV heute verbieten würde, fuhr er durch die spätere Bundesrepublik, predigte und sammelte Geld für seine Schützlinge. Noch heute erinnern sich viele daran, nicht zuletzt auch einige der heutigen Bischöfe, die es nie versäumen, bei der Herbsttagung der Deutschen Bischofskonferenz in Fulda ihren nur einige hundert Meter vom Dom entfernt in einem Kloster lebenden beliebten Professor aufzusuchen.

In verschiedenen Orten wie Freckenhorst und in Helle sprach der heutige Jubilar beim „Jungen Ermland“. Wissenschaftliche Studien führten ihn nach Spanien. Die Frucht davon war die Arbeit „Zur Vorgeschichte und Geschichte der Fronleichnamsfestbesonders in Spanien“. Die Habilitationsschrift führte ihn geistig wieder in die ostpreußische Heimat: „Die kirchlichen Verhältnisse im Ermland während des späten Mittelalters“.

Als es noch schwierig war, nach Ostpreußen zu reisen, machte sich der inzwischen zweifache Doktor auf den Weg. Vom väterlichen Hof fand er nichts mehr. Er war dem Erdboden gleich gemacht. Später entdeckte ein Verwandter ein kleines Eisenkreuz von der Lourdesgrotte im Garten. In der nahen Dorfkirche holte Gerhard Matern seine Primiz nach. Der polnische Pfarrer ließ die Glocke läuten. Matern kommentierte dies: „Lieber Herr Confrater, es war das Sterbeglöckchen!“.

Im Übrigen nutzte Matern seinen Aufenthalt in Ostpreußen dazu, Hilfsaktionen ins Werk zu setzen. Nicht nur deswegen sagte ein polnischer Prälat dem Verfas-

ser dieser Zeilen: „Der Name Matern hat im Ermland einen guten Klang“.

An der Universität Marburg wurde er Institutsdirektor für die Ausbildung angehender Religionslehrer, in Königstein und Fulda lehrte er am Priesterseminar.

Beim Hessischen Rundfunk wirkte Matern über Jahre als Rundfunkprediger. In mehreren Bänden hat er diese Ansprachen zusammengefasst, so unter den Titeln „Begegnungen mit Jesus damals und heute“ und „Einer sei Eurer Lehrer – Glaubenshilfe in unserer Zeit“.

*Norbert Matern*

Bei der Schlussredaktion dieses Heftes erreichte uns die erschütternde Nachricht, dass am **21. August 2008**

## **Pater Michael Tupec OFMCap**

heimgerufen wurde. Der 1932 im schlesischen Liebau geborene und nun im Alter von 76 Jahren in München verstorbene Heimatpriester war nach der Vertreibung 1952 in den Kapuzinerorden eingetreten und wurde vor 50 Jahren am 29. Juni 1958 in Eichstätt zum Priester geweiht. Von 1964 bis 1989 war er ein Vierteljahrhundert Domprediger in Passau und dann von 1989 bis 1995 Provinzial der Bayerischen Kapuzinerprovinz. Unzähligen Menschen wies er als Seelenführer den Weg zu Gott, auch auf Exerzitien und Tagungen. In der schwierigen Zeit des Umzuges unseres Institutes war er uns eine seelische Stütze.

Am 25. August wurde er in Altötting auf dem dortigen Kapuzinerfriedhof bei der St. Anna-Basilika zur letzten Ruhe gebettet.

# Das Geheimnis der Verständigung ist das Erinnern

*Zum diesjährigen Schönhengster Heimattag, bei dem Dietlinde Jenisch den Schönhengster Kulturpreis erhielt, schrieb Professor Grulich zum Motto des Heimattages den folgenden Beitrag, der auch allen ostdeutschen Heimatvertriebenen gilt.*

Liebe Landsleute,

ich muss zugeben, dass ich zunächst stutzte, als ich das diesjährige Motto des Schönhengster Heimattages las: Das Geheimnis der Verständigung ist das Erinnern. Wir haben diese Worte oft in anderen Varianten gelesen und gehört, nämlich, dass das Geheimnis der Versöhnung die Erinnerung sei oder auch in der Variante vom Geheimnis der Erlösung. Abgesehen von der Möglichkeit der kleinen Unterscheidungen und der feinen Nuancen, die uns unsere deutsche Muttersprache gibt, wenn sie Erinnern und Erinnerung nicht gleichsetzt, ist es für Heimatvertriebene wichtig, statt von dem bereits inflationär gebrauchten Wort Versöhnung zunächst nur von Verständigung zu sprechen.

Versöhnung setzt die Verständigung voraus, denn nur im Gespräch, das zur Verständigung führt, kann auch die Versöhnung entstehen und deutlich gemacht werden.

Seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil wird heute überall vom Dialog gesprochen, der zur Verständigung notwendig ist: Dialog zwischen Staaten und Weltanschauungen, Konfessionen und gegensätzlichen Meinungen.

Aber ist Dialog nicht auch zu einem Modewort verkommen, zu einer Worthülse?

Da mit dem Aufbruch des Zweiten Vatikanums, das 1965 in Rom zu Ende ging, auch in den Kirchen das Schlagwort Dialog aufkam, ist es angebracht, festzustellen, was dieses Konzil darüber sagt. Viele von uns kennen den Gründer des Hilfswerks „Kirche in Not“, Pater Werenfried van Straaten, der uns Heimatvertriebenen als „Speckpater“ in der Not der Vertreibung viel geholfen hat. Als Holländer in einem belgischen Kloster erlebt er die deutsche Besetzung und half doch nach dem Krieg den ehemaligen Feinden in der Not der Vertreibung. Später hat er Jahrzehnte lang das kommunistische Unrecht im Osten angeprangert und wurde oft als letzter „Kalter Krieger“ angegriffen. Er hatte auch die orthodoxen Kirchen im Ostblock

offen kritisiert, wenn sie in ihrer Staatshörigkeit zu weit gingen, aber er bot unmittelbar nach der Wende den orthodoxen Kirchen seine Hilfe an, wie einst 1947 den ehemaligen Feinden. Aber dabei hielt sich Pater Werenfried an die Aussagen, die das Zweite Vatikanum über den Dialog machte.

### Die Notwendigkeit des Dialoges

Der Wunsch nach dem Dialog schließe „unsererseits niemanden aus“, sagt die Konzilskonstitution „Gaudium et spes“ über die Kirche in der Welt von heute, „weder jene, die hohe Güter der Humanität pflegen, deren Urheber aber noch nicht anerkennen, noch jene, die Gegner der Kirche sind und sie auf verschiedene Weise verfolgen“.

Nirgendwo ist in den Konzilstexten so klar wie hier gesagt, dass sich die Bereitschaft zum Dialog im Prinzip auf alle erstrecken muss. Andere Aussagen des Konzils zur Dialogpflicht des Christen und der Kirche leuchteten damals allen ein: Dass bei Meinungsverschiedenheiten diese im Dialog geklärt werden (Gaudium et spes 43) und dass dieser erforderlich sei zur Entfaltung der Menschen (ebda 25) und zwischen verschiedenen Gruppen und Nationen (ebda 56). Schwieriger wurde es schon für manche, wenn das Ökumenismus-Dekret den Dialog mit den getrennten Brüdern auf der Ebene der Gleichheit forderte. War nicht die katholische Kirche die allein wahre? Und dann noch Dialog mit Nichtchristen, mit Nichtglaubenden und Kirchenverfolgern?

Tatsächlich ist dann oft der praktizierte Dialog auf Ablehnung einzelner Christen, aber auch mancher kirchlicher Kreise gestoßen. Das gilt auch für die Verhandlungen des Vatikans mit kommunistischen Regierungen, die wie im Falle Ungarns noch während des Konzils geführt wurden.

### Die Ablehnung war oft total

Das Gespräch mit dem Feind wurde als Kollaboration, ja sogar als Verrat bezeichnet. Ein ungarischer Kirchenmann, der gegen alle Verhandlungen Roms mit Budapest war, erklärte damals: „Können Sie sich vorstellen, wie es auf die römischen Christen in der Arena gewirkt hätte, wenn sie Petrus mit Nero in der Zirkusloge im Gespräch gesehen hätten?“

Aber Rom verhandelte weiter, lud Nichtglaubende zu Gesprächen und Tagungen, aber auch Nichtchristen zum gemeinsamen Gebet nach Assisi. Gerade der verstorbene polnische Papst, der aus seiner Verurteilung des Marxismus als „Schande unseres Jahrhunderts“ nie einen Hehl gemacht hatte, führte den Dialog weiter, auch mit den Gegnern und Verfolgern der Kirche.

Wie sehr sich die Dialogbereitschaft weiterentwickelt hat, sehen wir an den Symposien, die der Römische Rat für die Nichtgläubenden mit Instituten und Akademien im ehemaligen Ostblock durchführte. Das von Karl Rahner herausgegebene Lexikon für Theologie und Kirche kennt im 1959 erschienenen Band 3 noch nicht den Begriff Dialog in unserem Sinn. Dort werden nur „Dialoge“ als in der Antike gepflegtes Genus behandelt. Waren sie auch meist Polemik, so sind sie doch später bis hin zu den Religionsgesprächen während und nach der Reformation zu bescheidenen Vorläufern des heutigen Dialogs geworden.

Wie weit die Päpste in der Geschichte manchmal zu gehen bereit waren, zeigt die Gesprächsbereitschaft Pius VI., der nach Wien zu Kaiser Josef II. fuhr, oder Pius VII. in seinem Verhältnis zu Napoleon.

### Grenzen des Dialoges

Eine Einschränkung macht aber das Konzil: Es meint den „Dialog, geführt einzig aus Liebe zur Wahrheit und unter Wahrung angemessener Diskretion.“ Hier sind die Grenzen gesetzt. Die Liebe zur Wahrheit muss auf beiden Seiten liegen, ebenso bei beiden Gesprächspartnern angemessene Diskretion, um nicht unnötiges Ärgernis zu geben.

Beispiel für einen nicht weitergeführten Dialog ist unter anderem der Abbruch der Verhandlungen Casarolis mit Prag, als 1973 die Ernennung von Bischöfen in Olmütz und in der Slowakei zeigte, dass die Regierung in Prag den Kriterien des Konzils nicht entsprach.

Im Krieg seit 1991 im ehemaligen Jugoslawien hat der kroatische Erzbischof von Zagreb Franjo Kardinal Kuharic bis an die Grenze der Selbstverleugnung das Gespräch mit dem serbischen Patriarchen Pavle gesucht. Die Haltung verschiedener serbischer Hierarchen zur Wahrheit und ihre langjährige Unterstützung der Belgrader Aggressoren haben aber gezeigt, dass hier ein echter Dialog nicht mehr möglich war. In privaten Gesprächen hat Kardinal Kuharic daraus kein Hehl gemacht.

Als Richtschnur für jeden Dialog, auch für die schwierigen Gespräche der Vertriebenen mit den Vertreibern sollte immer die auch vom Konzil zitierte Losung Johannes XXIII. sein: „Im Notwendigen Einheit, im Zweifel Freiheit, in allem die Liebe.“

Der christliche Dialogpartner wird die Grenzen nicht eng ziehen. Er weiß um die Gnade und kennt auch das Wort vom „Hoffen wider alle Hoffnung“ (contra spem in spem), das sich P. Werenfrieds langjähriger Freund, unser sudetendeutscher Weihbischof Adolf Kindermann in Königstein als bischöflichen Wahlspruch gewählt hatte.

## Erinnerungen an Freude und Leid

Das Erinnern kann vielfältig sein. Es gibt schöne und unschöne, frohe und bedrückende Erinnerungen.

Alle von uns haben schöne Erinnerungen. Wir erinnern uns an die Schönheit unserer 1946 verlorenen Heimat, die heute nur noch in der Erinnerung lebt und in Dokumentationen, die wir über sie erstellt haben. Vieles ist für immer verschwunden oder zerstört. Das gilt nicht nur von den Häusern und Höfen, von Kirchen und anderen Bauwerken, sondern auch von ideellen Gütern: Das Zusammenleben von Tschechen und Sudetendeutschen, das nicht nur ein Gegeneinander war, sondern in vielen Jahrhunderten auch ein Miteinander, ehe auf beiden Seiten der Nationalismus nicht mehr die Gemeinsamkeiten sehen wollte.

Wir erinnern uns an den ersten Schultag, wie dies auch ein Dichter wie der Prager Jude Franz Werfel in einem Gedicht beschrieb.

Viele denken mit Freude, aber auch Wehmut an den Tag der Erstkommunion in den schönen Pfarrkirchen. Manche auch an die Zeit, da sie auf „Austausch“ oder „Wechsel“ im tschechischen Sprachgebiet einige Zeit verbrachten, um die andere Sprache zu erlernen, wie dies auch junge Tschechen im Schönhengstgau taten. So war auch Pater Engelmar Unzeitig aus Greifendorf bei einem tschechischen Bauern und lernte so gut Tschechisch, dass er im KZ Dachau als „Engel von Dachau“ tschechische Häftlinge betreute und sich mit ihnen an gemeinsame Zeiten erinnerte.

Aber wir dürfen auch nicht die Erinnerungen ausblenden und verdrängen, die uns belasten: Die Vertreibung aus der angestammten Heimat 1946 und schon vorher an den Krieg und die Rechtlosigkeit, Erinnerung an Unrecht und Opfer, die uns das Regime der Nationalsozialisten aufzwang...

Damals hat uns unser Glaube geholfen. Wir sind nicht in den Lagern geblieben und sind nicht Terroristen geworden wie andere vertriebene Volksgruppen, sondern gingen an den Neuaufbau.

Kommt dabei nicht auch Freude auf: Über den Neubeginn, die erste schöne Wohnung, das neue Haus, die Eingliederung und Integration in die neue Heimat? Dabei ist auch etwas Stolz berechtigt über das, was damals geleistet wurde.

Es war ja nicht nur ein persönlicher Neuaufbau, sondern wir haben das getan, was wir in der Charta der Vertriebenen am 5. August 1950 versprochen: Mit zu bauen am Aufbau Deutschlands und Europas. Dieses Europa fußt heute auf der Verständigung, die wir als Ziel unseres Handelns weiterhin vor Augen haben.

## Vor 60 Jahren: Der letzte deutsche Bischof von Leitmeritz starb in der alten Heimat

Am 28. Januar 1947 musste auf massiven tschechischen Druck hin der damalige deutsche Bischof von Leitmeritz, Dr. Anton Weber, von seinem Amt zurücktreten. Eineinhalb Jahre später starb er am 12. September 1948 in Leitmeritz und wurde auf dem Friedhof der Bischofsstadt begraben. Sein Herz liegt wie das anderer Leitmeritzer Bischöfe in der Kathedrale, wo eine Inschrift besagt: „Möge er nun den Frieden genießen, den er im Leben nicht hatte“.

Als Bischof Josef Groß am 20. Januar 1931 in Leitmeritz starb, waren viele Sudeten-deutsche besorgt, ob die Prager Regierung überhaupt noch einen deutschen Nachfolger auf dem Leitmeritzer Bischofsstuhl erlauben würde, denn nach der Ersten Weltkrieg und der Gründung der Tschechoslowakei wurden die Erzbischöfe von Prag und Olmütz zum „freiwilligen“ Rücktritt gezwungen. Als dann die Ernennung von Bischof Dr. Anton Weber bekannt wurde, fand sie überall in der großen Diözese freudige Aufnahme. Sein späterer Sekretär, Dr. Josef Rabas, schreibt dazu in seiner Biographie des Bischofs:



„Die deutschen Katholiken hatten vom Heiligen Stuhl die Ernennung eines Deutschen zum Bischof erwartet, wiewohl auch tschechische Kandidaten öfters als einmal genannt worden waren. Recht und Billigkeit erheischten in Leitmeritz einen deutschen Diözesanbischof, stellten doch die Deutschen mehr als 75 Prozent aller Katholiken im Bistum. Aber auch die tschechischen Katholiken waren mit dieser Ernennung zufrieden, da es nicht unbekannt geblieben war, dass Msgr. Weber nicht nur die tschechische Sprache ausgezeichnet beherrschte, sondern auch stets für die berechtigten seelsorglichen Interessen der tschechischen Katholiken in Auszig, die meistens als Staatsbeamte und Angestellte aus dem Inneren des Landes dorthin versetzt worden waren, eingetreten war.“

Bischof Anton Alois Weber wurde am 24. Oktober 1877 in

einer Weberfamilie bei Rumburg geboren. Er besuchte das Knaben-seminar in Mariaschein und das Gymnasium in Leitmeritz. Nach seinen theologischen Studien in Rom wurde er in der Ewigen Stadt 1901 zum Priester geweiht. Nach seiner Kaplanszeit in Teplitz-Schönau unterrichtete er ab 1907 an der Aussiger Realschule (in Tschechisch), bis er 1931 von Rom als Nachfolger von Bischof Groß zum Bischof von Leitmeritz ernannt wurde. In seine Amtszeit fällt die kirchliche Errichtung der Schwestern von der Heiligsten Eucharistie 1937. Diese Kongregation ist die jüngste Schwesterngemeinschaft, die nach der Aussiedlung heute in Salzburg ansässig ist. Bischof Weber wurde nach 1938 von den Nationalsozialisten schwer drangsaliert, die sogar das Bischofsgebäude beschlagnahmten, so dass er ins Dominikanerkloster umziehen musste. Als bei Kriegsende die Sowjets Leitmeritz besetzten, war Weber gerade im Protektorsratsanteil der Diözese bei Jungbunzlau und kehrte sofort nach Leitmeritz zurück. Professor Rabas schreibt über diese Zeit: „Bischof Weber kam wohl in seine Residenzstadt zurück, doch die Welt war eine andere geworden. Nur langsam drangen die Nachrichten aus der ausgedehnten Diözese bis zum Bischof vor. Sie brachten Bangen und Entsetzen. Alarmrufe von überall häuften sich und wussten von Raub und Gewalt, Entehrung und Schändung zu berichten. Auch die Bi-

schofsstadt selbst blieb nicht verschont. Manche Keller der Domhäuser und St. Adalbert, eine kleine Kirche der Bischofsstadt, boten geängstigten Frauen und Mädchen für Nächte einen gesicherten Zufluchtsort. Dann kamen die ersten Meldungen von gewaltsamen Aussiedlungen. Auch Geistliche wurden aus Pfarrhaus und Kirche, Gemeinde und Land vertrieben und wie eine gehetzte Meute über die Grenze gejagt, auch sie oft beraubt, mißhandelt und entehrt. So kam es, daß in einem großen Dekanat ein einziger Priester verblieb. In der Domkirche zu Leitmeritz selbst, wie auch in vielen anderen Gemeinden, wurden deutsche Predigten, Gesänge und Gebete in deutscher Sprache verboten. Der Bischof war machtlos.“

Bald erfuhr er auch Unbill und Schikanen vonseiten der neuen Regierung in Prag, in der schon in London in der Exilregierung zwei Priester saßen. Der Postminister Hala, ein Geistlicher aus Mähren, teilte dem Bischof mit, dass jeder Briefwechsel mit dem Heiligen Stuhl nur über das tschechoslowakische Postministerium erlaubt sei. „Am 16. Juni stand der Bischof, angekleidet mit den liturgischen Gewändern, in seiner Hauskapelle, um die Feier des hl. Meßopfers zu beginnen, als ein Polizeibeamter mit einem Angehörigen des tschechoslowakischen Militärs erschien und den Bischof kurz aufforderte, binnen zwei Stunden mit dem nötigsten persönlichen Gepäck und Mund-

vorrat für zwei Tage, jedoch ohne Schmuck und Wertgegenstände, in einem aufgelassenen Konzentrationslager sich zum Abtransport einzufinden.“

In Begleitung seines Sekretärs Josef Rabas machte er sich auf den Weg. Lassen wir den späteren Prälaten Rabas berichten: „Der Bischof sprach nicht viel und grüßte freundlich wie immer. Doch die ihm begegneten, wussten bereits vom Schicksal des Bischofs oder waren sofort im Bilde, als sie ihn still und ernst dahinschreiten sahen; es hatte sich schnell herumgesprochen, daß auch der Bischof mit einem großen Teil seines Domkapitels den Weg in die Fremde zu gehen habe. Doch bemühte sich noch ein tschechischer Geistlicher beim Kommandeur der neuen Sicherheitspolizei, den Ausweisungsbefehl gegen den Bischof rückgängig zu machen, was ihm auch gelang. Mit dieser Nachricht konnte der Bischof kurz vor jenem berüchtigten Lager zurückgerufen werden, und auch die Herren des Domkapitels wurden vorläufig zurückgestellt. Als Domdechant Dr. Wagner bereits wieder auf dem Heimweg war, begegnete er dem Stadtdechanten, der ebenfalls auf dem Marsch ins Lager war. Auf die Mitteilung, daß alle Geistlichen vom Abtransport zurückgestellt wurden, erwiderte Dechant Steiner: ‚Soll ich meine Leute allein ins Elend gehen lassen?‘ Er blieb freiwillig bei seinen Gläubigen, erlitt persönlich Unbill und Mißhandlung,

ging den jammervollen Weg mit seiner Gemeinde in ein noch schwereres Exil: einer der vielen sudetendeutschen Priester, die sich alle gerade in der schwersten Zeit ihres Volkes als treue und opferbereite Hirten erwiesen und so manches harte Wort Lüge straftten.

In den Vormittagsstunden erschienen dann bei Bischof Weber zwei Angehörige des tschechoslowakischen Militärs und entschuldigten sich wegen der erfolgten Ausweisung. Es konnte nicht festgestellt werden, ob es sich bei diesen wirklich um zwei Offiziere gehandelt hat, wie der Bischof meinte, und ob sie in höherem Auftrag gekommen seien!“

So blieb Bischof Weber in Leitmeritz, obwohl ihm die Bischöfe in Freiburg und Eichstätt Aufnahme anboten. Ein demütiger Gang nach Prag, um durch persönliche Vorsprache bei Regierungsstellen eine Erleichterung für seine Gläubigen zu erreichen, war erfolglos. Bald begann eine nationalistische Hetze gegen ihn. In seiner Biographie des Bischofs schreibt Josef Rabas, man könne noch nicht aufzeigen, wie es zur erzwungenen Abdankung kam. Leider hängt sie auch mit der Haltung des am 8. Dezember 1946 inthronisierten neuen Erzbischofs von Prag, Josef Beran zusammen. Er war Anfang Januar 1947 in Rom und man konnte bald erfahren, dass er die nach einem „freiwilligen“ Rücktritt vakante Diözese als Apostolischer

Administrator übernehmen werde. Dies war der Fall, bis am 27. September 1947 mit Stefan Trochta ein tschechischer Bischof für Leitmeritz ernannt wurde.

Der erzwungene Rücktritt traf Bischof Weber tief, auch manche Maßnahme Berans. Dieser löste als Administrator das Priesterseminar in Leitmeritz auf. Der bisherige von Weber eingesetzte tschechische Generalvikar

Msgr. Kuska „verzichtete“ auf sein Amt. Bei einem Krankenbesuch brach Bischof Weber auf der Straße zusammen, erholte sich aber wieder. Am 24. Oktober feierte er noch seinen 70. Geburtstag, am dritten Adventssonntag küsste er seinem Nachfolger den bischöflichen Ring. Als stiller Dulder starb er am 12. September 1948. Erzbischof Beran feierte das Requiem.

*Rudolf Grulich*

## Professor Adolf Hampel 75 Jahre alt

Am 7. September begeht unser Vorstandsmitglied Professor Dr. Adolf Hampel seinen 75. Geburtstag. Der 1933 im sudetenschlesischen Kleinherrlitz bei Troppau Geborene wurde durch die Vertreibung mit Eltern und Geschwistern nach Niederbayern verschlagen und studierte nach dem Abitur in Reimlingen Theologie in Königstein und Rom. In der Ewigen Stadt erwarb er sich im Russicum seine exzellente Kenntnis der russischen Sprache und entwickelte seine Liebe zur Ökumene. In Königstein war er nach dem Doktorat in Rom Assistent des Leiters der Königsteiner Anstalten, Prälat Adolf Kindermann, und wurde bald auch Dozent für Ostkirchenkunde und die Lehre vom Marxismus sowie Lektor für Russisch. 1969 wurde er nach Gießen berufen und lehrte dort bis zu seinem Eintritt in den Ruhestand an der Justus-Liebig-Universität Kirchengeschichte.

Schon früh besuchte Hampel die östlichen Nachbarländer und führte unter zum Teil damals noch schwierigen Bedingungen Gruppen in alle Staaten des ehemaligen Ostblocks. Verschiedene Institutionen holten ihn als Berater. Bei entscheidenden politischen Ereignissen wie dem Prager Frühling 1968, in der Zeit des Kriegsrechtes in Polen 1980 oder bei der Erklärung der Unabhängigkeit Litauens 1990 war er am Ort des Geschehens.

Ein Glücksfall für unser Institut für Kirchengeschichte war es, dass Adolf Hampel in Königstein bei seinem damaligen Schüler Rudolf Grulich die Begeisterung für den deutschen und europäischen Osten weckte und mit ihm in über 40-jähriger Kollegialität und Freundschaft die Idee des alten „Königstein“ von Weihbischof Kindermann gegen alle Widerstände (auch innerhalb der Kirche) nicht untergehen ließ. Dass das Institut für

*Dieses Bild zeigt, welche Kontakte unser Jubilar Professor Hampel hatte: Mit Kazimiera Prunskiene, der ersten Ministerpräsidentin Litauens, und Professor Grulich war er bei Präsident Havel auf der Prager Burg.*



Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien heute in Nidda als „Haus Königstein“ weiter besteht, haben wir auch ihm zu verdanken.

Neben seiner wissenschaftlichen Arbeit und seiner thematisch weit gefächerten Lehrtätigkeit in Königstein und Gießen war Hampel stets ein Mann der Praxis. Als Referent ist er bis heute ebenso bekannt wie als kundiger Reiseleiter, der die Kontakte zum Osten schon knüpfte, als dies manchen Organisationen, die sich heute als Vorreiter fühlen, noch suspekt und zu gefährlich war. Als Publizist gab er Anstöße und Anregungen, die Wirkung zeigten wie die „Sudetendeutsche Bestandsaufnahme 2003“.

Neben Büchern wie „Perestrojka als Aufgabe für Christen“ oder „Gott in Rußland“ (mit Thomas Ross) hat sich Hampel auch als Herausgeber verschiedener Bücher einen Namen gemacht. Mit Rudolf Grulich gibt er die „Texte zum Ost-West-Dialog“ heraus, eine Taschenbuch-Reihe, in der er auch einige Bücher mit

Grulich verfasste oder aus dem Russischen übersetzte. Über den ersten Band dieser Reihe schrieb Nikolaus Lobkowicz in der „Zeitschrift für Politik“, dieser Text „verschlägt einem in der Tat fast den Atem“. Es handelte sich um die von Hampel aus dem Russischen übersetzte Arbeit des georgischen Ethikers Gela D. Bandzeladze, dessen Bedeutung für die Perestrojka bis heute zu wenig bekannt ist. In dem Buch „Maastricht starb in Sarajevo. Gegen die Totengräber Europas“ geißelt er mit Grulich die langjährige Untätigkeit des Westen im Balkankonflikt. In dem Band „Mit den Beneš-Dekreten in die EU?“ wendet er sich gegen die Aushöhlung der Werte Europas, weil Vertreiberstaaten in die EU kamen, ohne die Unrechtsdekrete von 1945 aufheben zu müssen.

Wir wünschen dem Jubilar noch lange fruchtbringende Jahre seines Schaffens und freuen uns auf seine weitere Mitarbeit im Institut.

*Wolfgang Stingl*

## Auf böhmisch-mährischen Spuren in Rom

Über sudetendeutsche Spuren in Rom und über Erinnerungen an Böhmen, Mähren und Schlesien ist in der Ewigen Stadt viel zu berichten. In der Bartholomäuskirche auf der Tiberinsel finden wir die älteste Darstellung des heiligen Adalbert von Prag, die bereits kurz nach Adalberts Tod entstand; in den Grotten von St. Peter gibt es einen St. Wenzel-Altar. Die prächtige Kirche Maria della Vittoria erinnert an den Sieg in der Schlacht auf dem Weißen Berg 1620 und beherbergt eine Statue des Prager Jesuleins. Auf einem Seitenaltar der deutschen Nationalkirche Maria dell' Anima sind der böhmische Heilige Johannes von Nepomuk und der in Schlesien geborene, aber 1621 in Olmütz zu Tode gemarterte Heilige Johannes Sarkander zu sehen. Auf dem schon von Karl dem Großen gestifteten deutschen Friedhof, dem Campo Santo direkt neben dem Petersdom, liegen zahlreiche Sudetendeutsche, die in Rom starben, auch der 1970 verstorbene Prager Dichter Johannes Urzidil.

Nicht vergessen dürfen wir auch die sudetendeutschen Künstler, die in Rom wirkten. In unmittelbarer Nähe hat das Tiberufer (Lungotevere) den Beinamen „in Sassia“. Es trägt den Namen nach dem einen angelsächsischen König, der hier für seine Landsleute eine Stiftung

machte. Auch die Kirchen in diesem Stadtteil heißen „in Sassia“, so auch die Nationalkirche der Friesen San Michele in Sassia. Hier liegt der Maler Anton Rafael Mengs aus Aussig begraben, einer von vielen sudetendeutschen Malern, die in Rom tätig waren und in hohem Ansehen standen. Mengs war seit 1745 Hofmaler in Dresden und später in Madrid, hatte aber die größten Erfolge in Rom, wo er als ein „zweiter Raffael“ gefeiert wurde. Mengs' Werke finden wir in Dresden, Rom und Madrid, aber auch in St. Petersburg. Er gilt als Eklektiker und Klassizist und schrieb auch theoretische Werke über Kunst.

1774 schickte der damalige kaiserliche Botschafter beim Vatikan, Graf Kaunitz, den 1745 in Karlsbad geborenen Münzgraveur Wenzel Peter nach Rom, wo er in seinem Landsmann Mengs einen Lehrer fand. Peters große Liebe galt der Tiermalerei, in der er es zu Perfektion und Anerkennung brachte. Im Vatikan ist heute von ihm das Bild „Irdisches Paradies“ zu sehen, in dem er sozusagen alle seine Tierstudien in ein einziges Bild konzentrierte. In den Jahren 1784 und 1786 malte er 160 Tierbilder für die Villa Borghese im Auftrag des Fürsten Borghese. Die Gemälde sind noch heute in der Eingangshalle und in den größeren Sälen zu sehen und bestimmen den Eindruck des



*Der hl. Johannes Nepomuk und  
der heilige Johannes Sarkander sind  
auf einem Seitenaltar  
der Kirche Santa Maria dell' Anima  
in Rom dargestellt.*

Hauses. Peters Atelier wurde von Ausländern und Römern viel besucht, auch von Goethe, der von ihm schrieb: „Dieser treffliche Tiermaler vereinigt in seinen Darstellungen Natursinn und die lockenden Eigenschaften einer schönen, markigen Behandlung und glänzenden Farben.“ Der Maler wurde in Rom nur der „Peter von Karlsbad“ genannt. 1812 wurde er Professor der Akademie San Luca in Rom. Seine Bilder wurden nach Neapel, Mailand, Florenz, England, Spanien, Amerika und Russland verkauft. Drei Bilder erwarb auch seine

Geburtsstadt Karlsbad, die einen Stadtteil ihm zu Ehren in „Petersberg“ benannte.

Sein 1788 in Rom geborener Sohn Francesco Peter war in Rom ein angesehener Archäologe auf dem Gebiet der Katakombenforschung und war Mitglied der Päpstlichen Akademie für Altertumskunde. Er starb bereits 1817 in Rom, sein Vater 1829.

Unter den anderen Künstlern aus Böhmen in Rom ist der bekannte Nazarener Joseph Ritter von Führich zu nennen. Er hatte in Rom Kontakt mit König Ludwig von Bayern, mit dem Bildhauer Bertel Thorwaldsen und dem Maler Johann Friedrich Overbeck, durch den er auch den ehrenvollen Auftrag erhielt, das Tasso-Zimmer in der Villa Massimo auszumalen. Später sollte auch sein Enkel, der Jesuit Maximilian Führich, als Repetitor am Collegium Germanicum in Rom weilen. Der Maler Führich hatte in seiner römischen Zeit Kontakte zu seinem Prager Malerkollegen Franz Kadlik, der vom Grafen Johann Rudolf Czernin sehr gefördert wurde und dessen Kammermaler war. Kadlik arbeitete von 1825 bis 1832 in Rom und war später Direktor der Akademie der bildenden Künste in Prag.

Auf Wunsch von Teilnehmern unserer Egerland-Wallfahrt wird das Institut für Kirchengeschichte 2009 eine Romfahrt auf sudenteutschen Spuren durchführen. Näheres im Heft 4/2008.

*Rudolf Grulich*

# Unser Bücherangebot

Adolf Hampel u.a. (Hrsg.) **Europassion. Kirche-Konflikte-Menschenrechte.** Festschrift Grulich. 464 Seiten, Euro 36,00

Kurt. A. Huber, **Katholische Kirche und Kultur in Böhmen.** Herausgegeben von Joachim Bahlcke und Rudolf Grulich. 800 Seiten, Euro 59,00

Emil Valasek, **Der Kampf gegen die Priester im Sudetenland.** 240 Seiten, Euro 19,80

Rudolf Grulich, **O Prag, wir zieh'n in die Weite. Sudetendeutsche in aller Welt.** 192 Seiten, Euro 7,60

Willi Lorenz, **Die Kreuzherren mit dem roten Stern.** 141 Seiten, Euro 12,00

Rudolf Grulich, **Ethnische Säuberung und Vertreibung als Mittel der Politik im 20. Jahrhundert.** 108 Seiten, Euro 7,80

Rudolf Grulich, **Konstantinopel. Ein Reiseführer für Christen.** Mit einem Geleitwort von Otto von Habsburg. 287 Seiten, Euro 14,80

## **Reihe Kirche und Heimat.**

### **Materialien zur Vertriebenenseelsorge:**

Band 1: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **80 Jahre im Weinberg des Herrn.** Zum 80jährigen Priesterjubiläum von Geistlichem Rat Alois Tille. 144 Seiten, Euro 7,80

Band 2: Rudolf Grulich – Adolf Hampel (Hrsg.), **Kirche und Heimat. Vertriebenenseelsorge im Bistum Mainz.** 207 Seiten, Euro 9,80

Band 3: Hermann Heinisch, **„Dort auch bist ja Du mir nahe“.** Ein Rückblick in die Vergangenheit der Schicksalsjahre 1940 bis 1948. 384 Seiten, Euro 14,80

Band 4: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **Kirchliche Beheimatung in Franken.** Festschrift zur 60. Vertriebenenwallfahrt nach Vierzehnheiligen. 224 Seiten, Euro 14,80